Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 45

Artikel: Aus der Geschichte des Waffenplatzes Thun

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645659

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

auf die Bank legen, sondern Waren kaufen und Arbeit damit schaffen.

Die Wära ist nun ein solches Schwundgeld. Eine Wära ist gleich einer Reichsmark, aber jeden Monat verliert sie einen Pfennig, ein Hundertstel an Wert. Um sie auf ihrem vollen Wert zu erhalten, muß man auf jeden Ein-Wära-Schein jeden Monat eine Cent-Marke zu einem Pfennig aufkleben, auf einen Zwei-Wära-Schein jeden Ersten und jeden Fünfzehnten. Dieses Geld nun, sagen seine Väter, wird man nicht in die Tasche stecken, sondern man wird sich etwas dafür kaufen, um keinen Wert zu verlieren. Und der Kaufmann wird es gerne nehmen, denn er nimmt lieber „Schwundgeld" als gar keines ein.

Das klingt bislang alles noch sehr theoretisch und die „Wära", die es schon seit fünf Jahren gibt, war auch zuerst nicht viel mehr als Bundesgeld des „Kampfbundes der Physiokraten". Erst in den letzten Monaten hat sie den Beweis in der Praxis erbracht. Und das kam so:

Im Bayrischen Wald, in Schwanenkirchen, lag ein Braunkohlenbergwerk still. Das Geld fehlte, um den Betrieb der kleinen, aber ertragreichen Grube aufrecht zu erhalten. Die Bergleute waren arbeitslos und die umliegenden kleinen Nester, die nur von der Grube gelebt hatten, litten große Not. Das machten sich die Physiokraten zu Nutze. Mit fünfzigtausend Wära setzten sie sie wieder in Betrieb. Die Bergleute erklärten sich bereit, Wära in Zahlung zu nehmen, da die Kolonialwarenhändler, Bäcker, Metzger und Gastwirte der Umgebung erklärt hatten, daß sie lieber Schwundgeld annähmen, das im Monat ein Prozent seines Wertes verliert als gar keine Reichsmark.

Tatsächlich haben die Physiokraten auf diese Weise Arbeitslosigkeit und Wirtschaftsnot in Schwanenkirchen überwunden. Das Bergwerk floriert, die Wära rollt und jeder klebt gerne ein paar Pfennige Schwundgeld, wenn er die Geldscheine gerade an den Stichtagen bei sich hat. Wära hat hier Brot und Arbeit geschaffen.

Wird sich der Erfolg im Kleinen umsetzen lassen auf die Verhältnisse im Großen? Die Physiokraten glauben es und sie sind mächtig an der Arbeit. Heute ist die Wära nicht mehr auf den Bayrischen Wald beschränkt. In Berlin gibt es bereits über hundert Geschäfte, die Wära an Zahlungsstatt annehmen. Die verschiedenartigsten Geschäfte stehen bereits auf der Wära-Liste: Bäcker, Friseure, Lebensmittelhändler, Restaurants, Reformhäuser. In Hamburg gibt es bereits dreihundert solcher Geschäfte, im ganzen Reich einige Tausend. Fieberhaft arbeiten die Leute, Versammlungen und Aufklärungsvorträge finden statt und die Listen der Wära-Annehmer wachsen von Tag zu Tag.

Wird uns die Wära retten? Ist sie die Zukunft? Es gibt glühende Verteidiger und es gibt ernste Kritiker.

Man zeigt mir einen englischen Wära-Prospekt. Er ist in der Form einer Hundert-Dollar-Note gehalten. Das soll keine englische Wära werden neben der deutschen, sondern eine europäische. England, Frankreich, Deutschland, Irland, Italien, Spanien und die Schweiz stehen gleicherweise darauf. Genf ist der Ausgabeort und der erste Januar 1935 das fiktive Ausgabedatum.

Was wird am 1. Januar 1935 mit der Wära sein?

Werden wir nicht mehr am Golde hängen, nach Gold drängen, sondern nach Wära. Ich tausche mir zwei Wära-Scheine gegen Reichsmark um.

„Heben Sie sich sie auf. Sie werden einmal als die ersten Scheine großen Sammelwert haben."

Werden Sie? Werden Sie Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit besiegen? Wir haben schon so vieles gehofft. Also hoffen wir auch diesmal. Mario Mohr.

Nicht bei den Glücklichen suche dein Glück,
Geh zu den Trauernden, geh zu den Kranken,
Liebend verscheuch ihre trüben Gedanken,
Reich und beseliget kehrst du zurück. H. Baumhauser.

Der Ritter von Bennewil.

Von Hermann Hofmann.

Das Licht der steigenden Sonne fiel
Herab auf die Burg von Bennewil.*)

Der Ritter am offenen Fenster stand
Und schaute hinunter ins leuchtende Land.

Im Tale ruhte ein Schimmelgespann.
Ein Jüngling und ein Bauersmann,

Die saßen neben dem Pflug im Gras,
Und jeder ein Stücklein Schwarzbrot aß.

Der Ritter die Stirne in Falten zog,
Ein Schatten über sein Antlitz flog.

Er stampft' mit dem Fuß, es klirrten die Spor'n,
Er neigte den Körper spähend nach vorn.

Voll Habgier besah er das Schimmelpaar
Und kratzte dabei sich im struppigen Haar.

Da rief er laut in den Saal zurück:
„He, Knappe, hole die beiden Stück!

Was nützet dem Bauer das stolze Gespann,
Den Acker er sonstwie bestellen kann!"

Der Ritter sprach es, der Knappe ging,
Vom Pfluge die Stricke er hurtig hing.

Da packte der Bauer ihn zornig am Rock
Und schwang den schweren Peitschenstock.

Er schlug einen Finger dem Knappen entzwei,
Der eilte davon mit Schmerzensgeschrei.

Der Ritter empfing ihn mit Spott und mit Hohn
Und rief ihm zu: „Du verdientest den Lohn.

Du feige Memme, zum Teufel mit dir,
Ich will nicht länger dich sehen bei mir!

Und bist du nichts nütze, du heulender Knapp',
So steige ich selber ins Tal hinab."

Der Ritter trat vor den Bauersmann
Und sah ihn mit wilden Blicken an.

Er schrie und faßte ihn an der Brust:
„Noch heute den Frevel du büßen mußt!"

Der Ritter ergriff des Schwertes Knauf,
Da hob der Bauer die Peitsche auf,

Er schwang sie mit Wucht, der Ritter schrie
Und sank getroffen in die Knie.

Die folgende Furche sie alsdann
Mit ihrem stolzen Schimmelgespann

Wohl dreimal tiefer gruben und dann
Ergriffen sie beide den Rittersmann.

Sie legten ihn schweigend mitten hinein
Und ackerten weiter im Sonnenschein.

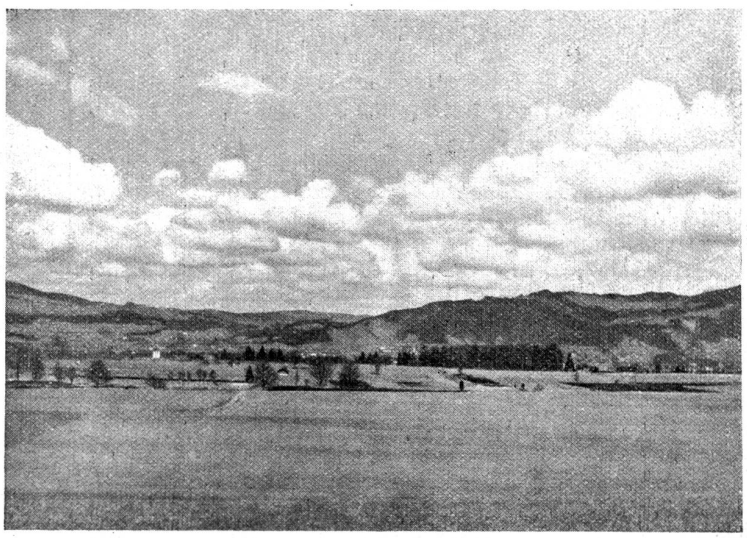
*) Von der Burg Bennewil bei Gurzelen sind heute nur noch Mauerreste vorhanden.

Aus der Geschichte des Waffenplatzes Thun.

Diesen Herbst sind 50 Jahre verflossen, seitdem die Eidgenossenschaft den Thuner Waffenplatz vom Abhang Mühlematt-Steghalten bis zum Uebeschisee vergrößert hat. Angekauft wurde alles Gebiet bei der Schutzmauer, die schon 1873 erstellt worden war, die Scheubenweid, das 1777 aufgeteilte Schmittimoos, die Blattizelg, der Einschlag und der Bühl. Gar viele Flurnamen wie Ueltschenacher, Kölbli, Grindbühl, Zehndfrey, Zelgli, Spengeli, Plauel, Breitlohn,

Emmertenholz, Allmetli und Musterplatz fallen der Vergessenheit anheim. Häuser und Scheunen sind längst verschwunden; nur ein paar schlechtgepflegte Baumgärten geben noch Kunde von den einstigen Siedlungen. Nach vollzogenen Käufen, bei denen die Jucharte Fr. 2000 galt, dienten die entferntesten Gebiete zwischen Uebeschi und Amsoldingen als Weideplätze für die Remonten.

Der ganze Waffenplatz könnte dieses Jahr das Jubiläum seines 90jährigen Bestehens feiern, da das Militärdepartement, damals noch Kriegsrath geheißen, die 505 Jucharten große Ebene für die Militärübungen und Lager erwarb. Westlich von Thun, bei der sogenannten Scheibe, war schon seit alten Zeiten das Büchsenschießen gepflegt worden. Bereits 1614 wird der Musterungsplatz auf der Allmend erwähnt und 1556 eine Dragonermusterung. Während der Helvetik wurde Thun Militärort. 1826, 1834, 1839, 1842, 1843 und 1846 fanden die ersten Lager statt. Genieoberst Dufour von Genf, der verdiente Leiter der Militärschulen und nachmaliger General, war der Hauptförderer der Ausgestaltung des Waffenplatzes, da er als erster die Vorzüge der Ebene zwischen Alpen und Mittelland erkannte, von wo aus in kurzer Zeit mit Truppen waldiges, koupiertes und bergiges Terrain erreicht werden konnte. Im Jahre 1861 folgte der Ausbau des Laboratoriums in eine eidgenössische Munitionsfabrik. Zwei Jahre später schenkte die Stadt Thun der Eidgenossenschaft das nötige Terrain für den Bau einer Mannschaftskaserne mit 1400 Betten. Bald kann auch die neue Pferderegieanstalt im Schwäbis auf ihr 40jähriges Bestehen zurückblicken. -r.



Das Schmittmoos (heutige Allmend bei Thun). 1770 aufgeteilt und 1881 vom Bund angekauft.

Es liegt im Sterben Flur und Wald.

Das Hirtenfeuer nicht mehr sprüht,
Des Waldes Farben sind verglüht.

Der Wind trug fort das Blättergold,
Die Herbstdukaten, seinen Sold.

Kein Lerchenjubel mehr erschallt,
Es liegt im Sterben Flur und Wald.

Ihr Leben traf des Todes Fluch,
Bald deckt es zu das weiße Tuch.

Und ins erstarrte Einerlei
Ertönt des Raubtiers heis'rer Schrei.

Hans Peter Johner.

Putzomanie.

Humoreske von Edgar Chappuis.

Zwischen Mitternacht und 1 Uhr morgens. Die herrschaftliche Wohnung im 1. Stocke des Hauses Orpheusstraße Nr. 77 liegt im tiefsten Frieden. Herr Klopfer schläft, Frau Klopfer, geborene Krach, schlummert, die lieben Kinder Dolly und Kläus träumen, und ebenso Fiffi, das seidige Schoßhündchen. Oben in der Mansarde des 4. Stockes schlafen noch zwei, nämlich Katty und Kitty, die beiden Mädchen, diese aber höchst unruhig und mit einer Alp je auf der flachen und auf der gerundeten Brust der betreffenden Mamsellen, denn ach, es ist wieder einmal Putzzeit, und alle Knochen tun ihnen weh im Gedächtnis an Vergangenes und im sich Vorwärtsdenken an noch Kommendes.

Draußen liegt eine stille, unschuldige, holde, milde, lauliche Nacht mit überaus beflissenem Mondenschein, der soeben durch die Ritzen der heruntergelassenen Rolladen in den feinen blitzsauberen Salon schielt, allwo es zur Geisterstunde stöhnt und wimmert, weint und leise klagt. Menschen? I, wo! Solche schlafen nachts nicht in einem Salon. Shoking! Möbel sind es, Sofas, Fauteuils, Konsolen, Tische, ein Bechsteinflügel, auf dem Madame zu spielen geruht, eine Japanvase mit künstlichen Blumen vollgepfropft, Perserteppiche von der Bahnhofstraße, Bilder in schweren Goldrahmen, venezianische Spiegel. Denn alle fürchten sie sich vor dem heraufdämmernden Morgen, wo es wieder einmal, wie wöchentlich regelmäßig, losgehen wird mit Staubsauger, Schrupper, Kehrer, Wischer, Besen, Bürste, Blocher, Handwischtuch, Klopfer und wie all die Marterwerkzeuge heißen.

„Au weh, mein Bauch!" wimmert das damastüberzogene Sofa. „Ich spüre noch vom letzten Samstag alle Eingeweide. Wie soll ich den morgigen Tag überleben!"

„Sähest du erst meine linke Vorderwade", kränkelt kläglich der Empirefauteuil. „Katty hat ihn mir das letzte Mal direkt aufgekratzt, sage ich dir. Noch jetzt ist sie geschwollen."

Der Mond hört zu, kneift ein Auge listig zu und grinst bleich.

„So herrlich wolliges Haar hatte ich, als ich aus Buchara kam", mault der treue echte Perser. „Jetzt hängt es mir bald in Fetzen vom Leibe, als hätte ich bloß Putzfäden. Dieser blödsinnige Wischer. Es ist nicht zum Aushalten."

Endlich herrscht auf Minuten dumpfes schweres Schweigen. Der Mond vor den Fenstern kriecht weiter, denkt sich seine Sache dazu und sagt sich, warum sich die albernen Menschen das Leben noch schlimmer machen als es an und für sich schon ist.

Durch die feine schlanke schöngliederige Japanvase, die einst vor etwa hundert Jahren in Kioto das Licht der Welt erblickt hat, geht es wie leises zitterndes Schluchzen.

„Mein Email, oh mein Glanz, meine Blüte. Sie gehen dahin, zerkratzt, abgenutzt, zerscheuert, denn ich werde gerieben, werde behandelt, als wäre ich bloß irgendeine, und nicht ich selber, die Kostbarkeit. Ich bekomme einen Nervenschock, wenn Katty mich wieder so tolpatschig anfaßt mit groben Fingern, an denen unbeschnittene schwarze Nägel haften. Ich vertrage das nicht, ich bin sensitiv, hysterisch, fein, vornehm, an uralte Kultur gewöhnt. Hier aber ..."

„Hier aber!" stimmen alle sonst toten, lautlosen Gegenstände teils wütend oder traurig, teils vergrämt und erbittert, teils rachsüchtig oder verbissen ein. Das ist Kultur des Abendlandes, besonders Zentraleuropiens, wo man glaubt, à la hauteur zu sein, wenn man den ganzen Tag nichts anderes tut, als putzt und scheuert, als sei das der Endzweck aller Dinge.